

## Heidi Salaverría: Ästhetik des Zweifels? Zu einem rebellischen Antiheroismus

„Depressed? ... It Might Be Political“ lautet ein Slogan des *Feel Tank Chicago*. Genaugenommen ist jedoch nicht die Depression selbst politisch, sondern *der Zweifel an der Depression* – er lässt sich, in den Worten von Victor Frankl, nicht alles von sich selbst gefallen. Depression identifiziert sich negativ, stellt die Schattenseite der gesellschaftlichen Selbsterwartung dar. Wer an dem paradoxen Diktat pervertierter Kreativität scheitert, richtet die Aggression dieses Diktats gegen sich selbst: Flexible Selbstverwirklichung kippt in erstarrte Selbst-Entwicklung, gefangen in Schuldmut, die sich ebenso schnell nach außen, gegen andere wenden kann.

Depression allein ist *deswegen* noch nicht politisch, weil sie Opfer internalisierter gesellschaftlicher Gewaltstrukturen ist. Dafür, dass das nicht so bleibt, sorgt der *Zweifel an der Depression*. Er sorgt auch dafür, dass man sich nicht alles von Anderen gefallen lässt, jedoch nicht in Form reaktionärer Entladung von Schuldmut. (Dazu gleich mehr.) Das Gewalttätige an gesellschaftlicher Strukturen, die depressiv machen, besteht darin, dass diese Strukturen denjenigen eingepflanzt werden, die ohnehin in der schwächeren Position sind: Sie werden dann als Schuldgefühle empfunden, eine in Fleisch und Blut übergegangene Identifikation mit dem Aggressor, die zu einer Art Auto-Immun-Erkrankung der eigenen Identität führt. Mit Nietzsche gesprochen handelt es sich um gegen sich selbst gerichtete Grausamkeit, um Selbst-Demütigung. Zu versuchen, innerhalb bestehender Strukturen dieser Selbst-Demütigung zu entkommen – durch Leistungssteigerung, durch Anpassung an das paradoxe Diktat pervertierter Kreativität in Form anerkannter Selbstverwirklichungsmodelle – mündet in Selbst-Entwicklung, weil das Bild des Selbst, welches dem Streben zugrunde gelegt wird, mit der eigenen Realität unvereinbar ist.

Depressionen verweisen als Symptom auf eine gesamtgesellschaftliche Pathologie: Wir kranken an einem Willen zur Gewissheit, und der Triumph des Gewissheitswillens ist dabei sogar noch desaströser und pathologischer als sein depressives Scheitern daran. Dewey bemerkte schon 1929, dass „die Suche nach einer universalen Gewissheit, die für alles gelten soll“ nichts Anderes als eine „kompensatorische Perversion“ darstellt. (Aus der Ambition des Strebens nach Gewissheit – des „Quest for Certainty“, das Dewey in seinem gleichnamigen Buch

so klug problematisiert, ist heute ein stählerner Gewissheitswille geworden, der davon auszugehen scheint, dass er Gewissheit verdient, als würde sie ihm rechtmäßig zustehen. Als würde, wenn diese ausbleibt, ihm jemand etwas vorenthalten oder wegnehmen, das er sich deswegen zurückzuholen habe, zur Not mit Gewalt.)

Anstelle der Gewissheit hat der Pragmatismus vorgeschlagen, von Überzeugungen (beliefs) auszugehen, die immer wieder dem Zweifel ausgesetzt sind und dadurch in Bewegung bleiben, und anstelle eines voluntaristischen Zweifels beschreibt der Pragmatismus seine Passivität: Wir suchen uns unsere Zweifel nicht selbst aus, wie noch Descartes glaubte. Dennoch hält auch der Pragmatismus daran fest, dass Zweifel einen Unlustzustand darstellen, dem wir uns freiwillig nicht gerne unterziehen würden. Lust wird mit Überzeugungen gleichgesetzt, und sogar die pragmatistischen Überzeugungen sind, jedenfalls *solange* wir von ihnen überzeugt sind, von Gewissheit nicht zu trennen. Ich kann nicht von etwas überzeugt und gleichzeitig nicht oder nur ein bisschen davon überzeugt sein. Peirce beschreibt es so: „Das, worum Du gar nicht umhinkommst, es zu glauben, ist genaugenommen kein falscher Glaube. In anderen Worten, für Dich handelt es sich um die absolute Wahrheit.“<sup>1</sup>

Merkwürdigerweise hält also sogar der Pragmatismus also an einem – wenn auch prozessual verflüssigten – Dualismus zwischen Zweifeln und Überzeugungen fest.

Eine der ganz wenigen Äußerungen, die anders klingen, findet sich bei Dewey. „Die wissenschaftliche Haltung,“ schreibt er dort, „kann beinahe definiert werden als die Haltung, die imstande ist, das Zweifelhafte zu genießen.“<sup>2</sup> Dazu muss man wissen, dass Deweys pragmatistischer Wissenschaftsbegriff sehr viel weiter gefasst ist, als der Mainstream ihn damals und heute versteht. Aus Deweys Sicht ließen sich Naturwissenschaft und Kunst bzw. das Ästhetische gar nicht prinzipiell voneinander trennen, da jeder Forschungsprozess zugleich schöpferisch und jede ästhetische Praxis zugleich forschend operiert. (Dewey nimmt damit vieles vorweg, Überlegungen von Latour, ästhetische Forschung, auch einiges, was im spekulativen Realismus verhandelt wird). Er verabschiedet sich von der Fiktion eines von der Welt

---

<sup>1</sup> Charles S. Peirce, „What Pragmatism is“, *The Monist* 1905 (CP 5.411-34), als „The Essentials of Pragmatism“ in: Justus Buchler (ed.) *Philosophical Writings of Peirce*, Dover/New York 1955, 258 (Übers. H.S.).

<sup>2</sup> John Dewey, *Die Suche nach Gewissheit. Eine Untersuchung des Verhältnisses von Erkenntnis und Handeln*, übers. Martin Suhr, Frankfurt/M. 2001, 228 (Origin.: *The Quest for Certainty*, 1929). Vgl. zum ästhetischen Zweifel den Katalogbeitrag: Heidi Salaverria, „The Beauty of Doubting, (Political Reflections on a Rebellious Feeling),“ in: *Between the Ticks of the Watch*, (Chicago: The Renaissance Society at the University of Chicago, 2017) pp 153-183.

[https://salaverria.de/images/pdf/Salaverria\\_Beauty\\_of\\_Doubting](https://salaverria.de/images/pdf/Salaverria_Beauty_of_Doubting)

unabhängigen, transzendentalen Subjekts und der daran geknüpften Annahme des kreativen Genies und entfaltet stattdessen ein Modell ästhetischer Erfahrung, das sich in einem Kontinuum mit alltäglichen Erfahrungen herausbildet; in einem organischen Austausch zwischen Umwelt und körperlichem Selbst, zwischen Selbst und Anderen. Bei allem, was für Deweys Ästhetik spricht, insbesondere für seine Kritik an entfremdeter Erfahrung und an der Fetischisierung des Kunstbegriffs, bleibt jedoch das Problem, dass DIE ästhetische Erfahrung quasi mystisch aufgeladen und frei von inneren Spannungen bleibt. Sie läuft damit Gefahr, affirmative *Kompensation* für entfremdete Erfahrungen zu werden statt kritische *Transformation* greifbar zu machen. Es fehlt darin die Reflexion nicht nur *auf* die ästhetische Erfahrung, sondern auch *in* der ästhetischen Erfahrung selbst.

Schlimmstmöglich interpretiert wäre die emphatische spannungsfreie ästhetische Erfahrung dann so etwas wie der Urlaub im indischen Ashram, aus dem der Manager gestärkt zurückkehrt in den Kampf um ökonomische und hierarchische Gewissheiten, die den Zweifel in Schach halten sollen. Lust wird dann an Gewissheit oder an das Vergessen gekoppelt.

Glaubt man gedankenlos seinem Lust-Unlust-Kompass, hat dies optional zwei Prinzipien zur Folge, die dennoch dialektisch aufeinander verweisen. Eines davon ist das Dafür-Dagegen-Egal-Prinzip: Diesem Prinzip zufolge ist man entweder *für* etwas, man ist *dagegen* oder es ist einem *egal*. Die Egal-Haltung ist dabei letztlich nichts anderes als die komfortablere Dagegen-Variante: Sie signalisiert, dagegen zu sein, abzüglich der Mühe, dafür Verantwortung zu übernehmen. Das ist, etwas karikaturesk, die Position des Skeptizismus, die Hegel als „unglückliches Bewusstsein“ diagnostiziert. Sie immunisiert sich gegen die Welt, indem sie jede verbindliche Positionierung von sich weist – das aber verbindlich (weshalb sie zutiefst widersprüchlich ist). Innerhalb dieses binären Gewissheitskosmos ist ein Zustand, in dem man gerade nicht weiß, wie man zu etwas steht, nicht vorgesehen. Innerhalb dieser Logik ist es am besten, zu allem zu jeder Zeit eine fertige Meinung sowie eine sofortige Entscheidung parat zu haben. Nicht zu wissen, wie man zu etwas steht, wird daher unter Gleichgültigkeit abgebucht.

Demgegenüber steht das All-in-one-Prinzip (wie in Shampoo und Spülung in einem): Das All-in-One-Prinzip liebt Sprüche wie „dann sollte das wohl nicht sein,“ „alles ist zu etwas gut,“ „alles hängt irgendwie miteinander zusammen,“ u.ä. Der Konflikt, der im Dafür-Dagegen-Egal-Prinzip durch autoritäre Vereindeutigung zum Schweigen gebracht wird, wird im All-in-

One-Prinzip bis zur Unkenntlichkeit kosmologisch aufgedunsen. Verbreitung gefunden hat dieses Prinzip u.a. in der in den USA und Europa seit den 1960ern florierenden Esoterik-Welle, bei der fernöstliche sowie diverse naturreligiöse „Indianer-Lehren“ zu einem westlichen Cocktail des Wohlbehagens zusammengequirlt wurden, der nicht nur die jeweiligen lokalen Traditionen folkloristisch verramscht, sondern auch seine von Anbeginn schmalbrüstigen politischen Potenziale zugunsten privatisierter rücksichtsloser Selbstbefriedigung verschenkt, die seither als Resignationskompensation vom Patriarchat müde gewordener Frauen im kastrierten Wellness-Ressort von Brigitte-Zeitschriften und Saunaanwendungen ihrem Todesstoß entgegenharren. Das Dafür-Dagegen-Egal-Prinzip und das All-in-One-Prinzip fallen am Ende an einem Punkt zusammen: Es geht um nichts anderes als reine Selbstbehauptung.

Sie bleiben einer Kopplung von Lust und Selbst-Gewissheit verhaftet. Das jedoch ist eine gefährliche Liaison, denn Gewissheit und der damit verknüpfte identitäre Gewissheitswille fußen auf einem deformierten Bild von Subjektivität: Einem Subjekt, das seine Lebendigkeit eingebüßt hat, weil es immer schon fertig sein will, weil es Lebendigkeit mit Genugtuung verwechselt; das letztlich auf Macht gründet, weil es von dem Willen getrieben ist, sich so oft und so weit wie möglich abzusichern, und zwar gegenüber anderen, denn es fürchtet nichts so sehr wie Demütigung (schlimm, wenn die Welt dem Subjekt Gewissheit entzieht; schlimmer, wenn es die Anderen sind). Weswegen es stets versucht, anderen durch dosierte Demütigung (beispielsweise durch ästhetischen Distinktionsgewinn) ihre Lebendigkeit abzuzapfen. Dass die Genugtuung über einen errungenen Anerkennungszuwachs gegenüber jemand anderem Lust erzeugen kann, ist nicht zu bestreiten. So funktioniert auch Sadismus. Aber es ist eine Lust, die die ökonomische Logik von Leistungsmaximierung, Wachstum, Konkurrenz und Ausschluss reproduziert. Diese Lust für die *einzig* Lust oder sogar für die *einzig richtige* Lust zu halten, heißt, eine entfremdete und zwanghafte Form von Lust zu totalisieren.

Dabei wird vergessen: Lust ohne Zweifel ist eine Sparversion von Lust, die sich am Bekannten, an Garantien festzuhalten versucht und deswegen gleichzeitig *egologisch und fremdbestimmt* ist. Was man für Gegensätze hält, fällt zusammen. Das Egologische zeichnet sich durch seine Fremdbestimmtheit aus. Denn der egologische Vorteil oder Nutzen ist bloß die

verinnerlichte Umsetzung des fremdbestimmten ökonomischen Prinzips der Nutzenmaximierung. Der Gedanke, es könnte subjektive Lust geben, die *weder fremdbestimmt noch egologisch ist*, ist innerhalb dieser Logik kaum nachvollziehbar.

Während also Selbstverwirklichung und -entwirklichung Bewegungen innerhalb eines Systems (dem Geldsystem vergleichbar) darstellen, mit dem man sich identifiziert (plus oder minus auf dem Bankkonto, Währungswert und Dispo aber sind festgelegt), findet im ästhetischen Zweifel eine andere Bewegung statt, nämlich eine der *Ent-Identifizierung*: Die Logik des Systems wird in ihrer Fragwürdigkeit am eigenen Leib spürbar und damit zugleich die Ahnung einer Alternative. Der Zweifel bewegt sich *an seinen Rändern*. In Atempausen ästhetischer Situationen wird er das, nämlich ästhetisch: zugleich lustvoll und unversöhnlich, eine Art Bruch, kein Mangel, sondern ein Überschuss.

Der ästhetische Zweifel ist demgegenüber nicht-entfremdete Lust, weil er neue Spektren der Lust eröffnet und damit zugleich das Urteilsvermögen schärft. Will man bestehende Zustände infrage stellen, ist das größte Problem dabei das der Kompassfindung. Wenn die für selbstverständlich gehaltenen Rationalitätskriterien potenziell zweifelhaft sind, heißt das umgekehrt nicht, in der Irrationalität zu resignieren. Vielmehr gilt es, die Kriterien selbst überhaupt erst in den Blick zu bekommen und zu beurteilen. Doch die vermeintlich verlässlichsten und subjektivsten Gefühle, namentlich die der Lust und Unlust, die auf einer intuitiven Ebene als Orientierung dienen und mir sagen sollen, wie ich zu etwas stehe, sind selbst nicht authentisch und unschuldig, sondern, um es mit einem Begriff Judith Butlers zu sagen, ebenfalls gesellschaftlich durchrastert. Folgt man in seinem Meinen einfach dem gedankenlosen Befriedigungsstreben, werden automatisch die als gängig normierten und normalisierten Herrschaftsstrukturen und Ausschlussmechanismen reproduziert. Kristina Marlen schreibt dies in einer Ausgabe des Missy Magazins so: „Angenommen, du gehst in einen Sexclub. Wenn es dort keine Regeln gibt, heißt das einfach, dass ich von jedem Typen angegrapscht werde – das passiert in heterosexuellen Kontexten sehr häufig. Was in diesen Räumen ohne Regeln passiert, ist dann einfach Hetero-Mainstream. Einen Raum zu kreieren, in dem alle Teilnehmenden in einer sicheren Form ihren sexuellen Ausdruck finden, bedeutet, vorher viele Regeln festzulegen. [...] Wenn ich anerkenne, dass ich Regeln brauche, dann

möchte ich mir diese selbst aussuchen.“<sup>3</sup> Was für den Sexclub gilt, gilt auch gesamtgesellschaftlich: Gedankenloses Befriedigungsstreben ist (über die primären Bedürfnisse nach Wasser, Nahrung, Schlaf und Kälteschutz) immer schon entfremdet, und es führt deswegen auch nur zu einer entfremdeten Lust. Die Fiktion fertiger Gedanken ebenso wie die fertiger Gefühle ist so falsch wie frustrierend, das Fertige himmelweit von dem entfernt, was Lust sein kann.

Das Lustvolle bewegt sich wie der Zweifel immer an den Rändern des Vorgegebenen, einfach deswegen, weil niemand vollständig in den vorgegebenen identitären Rastern und Mustern aufgeht. Der Zweifel signalisiert deswegen keinen Mangel, sondern einen ambivalenten Überschuss, den Überschuss dessen, was an der eigenen Subjektivität über das Vorgegebene hinausweist. Der Zweifel ist das, was mir ermöglicht, mir die Regeln selbst auszusuchen, nach denen ich leben will, das, was mir ermöglicht, öffentliche wie private Räume so zu verändern, dass ich gerne mit Anderen in ihnen lebe. Dadurch wird er politisch. Und dieser Überschuss enthält eine andere Lust als Impulse des Gewissheits-Selbst, die man als Gefühls-Readymades bezeichnen könnte. Die Kompassfindung muss sich deswegen an diesem Zweifel-Überschuss orientieren.

Und, so überraschend es klingen mag, wird man da bei Kant fündig. Die bahnbrechende Schlüsselthese in Kants *Kritik der Urteilskraft* besagt, etwas erweitert interpretiert, folgendes: Immer wenn wir uns wirklich fragen, wie wir etwas finden, führt dies zu einer Problematisierung und Spürbarmachung der eigenen Kriterien. Anders gesagt: Ästhetisches Zweifeln ist Kriterien-Entsicherung. Verblüffenderweise empfinden wir diesen Vollzug der Entsicherung als lustvoll. Die Lust liegt in der unvorhersehbaren Mobilisierung der eigenen Maßstäbe auf der Suche nach einem Urteil, einem Standpunkt.

Diese Lust hat mehrere Aspekte: einer davon ist der Aspekt der Befreiung, genauer gesagt einer Ent-Entfremdung. Er damit zu tun, dass jene Kriterien, die wir für unsere eigenen halten, und mit deren Hilfe wir uns in der Welt zurechtzufinden hoffen, eigentlich gar nicht unsere eigenen sind. Sie sind es solange nicht, wie sie nicht in unseren jeweiligen Gesichtskreis getreten sind. Und normalerweise tun sie dies nicht, sondern befinden sich außerhalb dessen, hinter unserem Rücken. Wenn aber plötzlich die Kriterien hinter unserem Rücken hervortreten und sich zu erkennen geben, empfinden wir dies als lustvoll. Im Gewissheitskosmos denken und handeln wir *mit* Kriterien, in ästhetischen Zweifeln werden diese Kriterien

---

<sup>3</sup> Kristina Marlen, „Die Welt, ein Sexclub,“ Interview, geführt von Katrin Gottschalk, in: *Missy Magazin*, #02/15, 61f.

selbst *spürbar und damit verhandelbar*. Wenn wir uns fragen, wie wir etwas finden, gerät etwas in uns in Bewegung. Unser Körper reagiert, unsere Einbildungskraft beginnt zu assoziieren, sucht nach greifbaren Ähnlichkeiten oder Unterschieden zu bereits bekannten Mustern, z.B. in anderen Kunstformen. Gleichzeitig mobilisieren wir unsere Sprache und versuchen das, was mit uns gerade passiert, auf einen Begriff zu bringen. Es ist so, als wenn uns etwas auf der Zunge liegt oder wir nach einem passenden Wort für etwas suchen. Zugleich suchen wir nach neuen Formen des Verstehens, und dabei gehen Finden und Erfinden Hand in Hand. Die Rezeption ist darum immer auch ein produktiver poetischer Prozess, und die Produktion kommt nie ohne rezeptive Urteilsbildung aus.

Anders als die meisten Alltagshandlungen oder -überlegungen ist dieser Prozess nicht instrumentell oder strategisch. In ästhetischen Zweifeln geht es nicht darum, etwas zu wollen, das kommt später. Das ästhetische Urteil will zunächst gar nichts, es entsteht nicht aus einem akuten Mangel, der behoben werden soll, sondern aus der Fülle. Ja, der Subjektstatus, das Egologische wird sogar vorübergehend suspendiert. Das klingt paradox, weil das ästhetische Urteil sich, angesichts der ästhetischen Situation, zunächst auf nichts anderes als die eigene Subjektivität berufen kann – aber Subjektivität erschöpft sich eben nicht im Egologischen.<sup>4</sup> Doch *von wo aus* urteilt das Selbst, wenn das private Ego suspendiert ist? Es wäre unbefriedigend, wenn jemand anderes uns die Lösung verraten würde, ebenso wie es unbefriedigend wäre, wenn jemand sagte: „Probier doch lieber dieses andere Rätsel aus. Es ist ganz leicht, und du musst nicht so lange raten.“ Der Witz an ästhetischen Erfahrungen, die immer den Zweifel in sich tragen – die uns quasi ein Rätsel aufgeben, dessen Lösung darin besteht, dass wir unser eigenes Urteil (er)finden müssen – besteht gerade darin, dass sie einzigartig sind. Der ästhetische Zweifel ist kein Beispiel für ein allgemeines Gesetz, so wie ein einzelnes Experiment in den Naturwissenschaften ein Gesetz belegt, als Beispiel aber austauschbar ist. Ästhetische Erfahrungen sind nicht austauschbar, sie sind, in Kants Worten, *exemplarisch*. Die gewaltfreie Überprüfung der eigenen Kriterien und Maßstäbe führt nicht nur zu einer Neujustierung und Neubildung eigener begrifflicher Kriterien, mithilfe derer man denkt, spricht und handelt – sie führt auch zu einer Öffnung des eigenen nichtbegrifflichen Wahrnehmungsrahmens. Ästhetische Zweifel können uns lehren, Dinge zu sehen oder zu hören,

---

<sup>4</sup> An diesem Punkt ist daher Bourdieus Kritik an Kants Ästhetik als bürgerlicher klassenstiftender Illusion falsch. Ästhetische Situationen reproduzieren natürlich immer partiell gesellschaftliche Machtverhältnisse, also selbstverständlich vorausgesetzte Kriterien, die wir gewohnheitsmäßig verkörpern. Sie erschöpfen sich aber nicht darin. Kunst, die sich darin erschöpft, ist einfach schlechte Kunst.

die wir vorher nicht sehen oder hören konnten. Sie führen, mit Rancière gesprochen, zu einer Neuaufteilung des Sinnlichen.<sup>5</sup> Unsere Kriterien fangen an, sich zu bewegen. Wir überprüfen wir die eigenen Kriterien des Urteilens, ohne genau zu wissen, woran. In diesem Zustand des *suspense* bewegen wir uns an der Schwelle des Sprachlichen/Nichtsprachlichen. Und das ist ein wesentlicher Punkt. Denn wenn wir nach einem Kompass suchen, um Kritik zu üben, um zu sondieren, wie es gerechter und schöner sein könnte, dann helfen vermeintlich rationale Argumentationen allein nicht weiter. Sie helfen deswegen nicht weiter, weil sie sich innerhalb des bestehenden Kosmos bewegen. Ich kann Schachspiel nicht innerhalb der Spielregeln des Schachs problematisieren. Darin liegt der Unterschied zwischen ästhetischen und nichtästhetischen Zweifeln: Der nichtästhetische Zweifel bleibt innerhalb der Spielregeln, der ästhetische übersteigt diese.

Kant spricht von reflektierenden Urteilen: Ästhetische Urteile beugen sich nicht, wie moralische oder erkenntnistheoretische Urteile, bereits festgelegten formalen Prinzipien, sondern orientieren sich allein am Gefühl der Lust und Unlust. Sie sind subjektiv-allgemein, weil sie quasi das Orakel der Menschheit in mir befragen, ausgehend von einer besonderen Situation, für die es noch keine Regeln gibt. In dieser Hinsicht ist das ästhetische Urteil ein Zweifel an vorgegebenen Regeln. Es kennt die Regeln noch nicht, sondern entwickelt sie selbst. Es entwickelt sie aber eben nicht allein, sondern in Hinsicht auf andere. Kant schreibt: „Wer etwas für schön erklärt, [...] wirbt um jedes anderen Beistimmung, weil man dazu einen Grund hat, der allen gemein ist; auf welche Beistimmung man auch rechnen könnte, wenn man nur immer sicher wäre, dass der Fall unter jenem Grunde als Regel des Beifalls richtig subsumiert wäre.“ (Kritik der Urteilskraft, § 19) Und, kurz darauf: „Also ist der Gemeinsinn, von dessen Urteil ich mein Geschmacksurteil hier als ein Beispiel angebe [...] eine bloß ideale Norm, [...] weil zwar das Prinzip nur subjektiv, dennoch aber für subjektiv-allgemein [...] angenommen [...] allgemeine Beistimmung fordern könnte; wenn man nur sicher wäre, darunter richtig subsumiert zu haben.“ (§22) Kant selbst beschreibt also einen ästhetischen Zweifel, der ihm nicht recht zu behagen scheint (schließlich war er Preuße). Daran knüpft Rancière an: Sie eröffnen einen Subjektraum des Dissenses, der eine „Vielfalt von Brüchen“ in der eigenen Identität voraussetzt; Brüche, die bei Rancière die Grundlage politischer Urteilsbildung darstellen, welche er Subjektivierung nennt.<sup>6</sup> Urteilsbildung wird bei Rancière in

---

<sup>5</sup> Jacques Rancière und Maria Muhle (Hg.), *Die Aufteilung des Sinnlichen. Die Politik der Kunst und ihre Paradoxien*, Berlin 2008, 69.

<sup>6</sup> J. Rancière, *Das Unvernehmen. Politik und Philosophie*, Frankfurt/M. 2002, 48 (im Folg. zitiert mit DU).



politischen *Praktiken* des Dissenses verortet. „Die Politik“; die er emphatisch als emanzipatorischen Bruch mit der gegebenen gesellschaftlichen Ordnung bezeichnet (welche er davon als „Polizei“ unterscheidet), „ist Sache der Subjekte oder vielmehr der Subjektivierungsweisen. Unter *Subjektivierung* wird man eine Reihe von Handlungen verstehen, die eine Instanz und eine Fähigkeit zur Aussage erzeugen, die nicht in einem gegebenen Erfahrungsfeld identifizierbar waren, deren Identifizierung also mit der Neuordnung des Erfahrungsfeldes einhergeht“ (DU, 47). Politik, die bei Rancière das eigentlich Demokratische ausmacht, setzt nicht bei Institutionen oder Instanzen an, sondern bei zunächst singulären Subjektivierungsweisen. Bezogen auf die Anerkennung politischer Urteilsbildung heißt das, dass man „zuerst (an)erkennen und (an)erkannt machen“ muss, „dass eine Situation einen Fall von verpflichtender Universalität darstellt. Und dieses (An-)Erkennen erlaubt nicht, eine vernünftige Ordnung der Argumentation von einer poetischen, wenn nicht irrationalen Ordnung, von Kommentar und Metapher zu trennen. Es wird von Sprechakten erzeugt, die zugleich vernünftige Argumentationen und ‚poetische‘ Metaphern sind“ (DU, 68). Der jeweilige historische normative Rahmen und die jeweiligen gesellschaftlichen Regeln lassen nur bestimmte Positionen als verständlich erscheinen und derealisieren, mit Butler gesprochen, Positionen, die sich außerhalb befinden, als unverständlich.<sup>7</sup> Deswegen muss politischer Dissens diese Regeln immer wieder auf neue Weise überschreiten und eine Gleichheit in Anspruch nehmen, die historisch immer wieder andere Gestalten erstreitet. Und dies kann nur, so behaupte ich, durch singuläre Subjektivierungsweisen stattfinden, die nichts anderes als ästhetische Zweifel sind. Denn wenn diese Subjektivierungsweisen in ihrer Ungeregeltheit an den Rändern bestehender Anerkennungs- und Verständnisrahmen nicht mit Lust verknüpft wären, dann fänden sie überhaupt nicht statt. Etwas an ihnen muss, bei aller Ungewissheit, genossen werden können, und sei es die Ahnung eines zukünftig Besseren.<sup>8</sup>

Denn, und das ist die Kritik am Heroismus, hilft es dabei nicht, den Willen zur Gewissheit einfach auf den Kopf zu stellen. Negativistische Ästhetiken, wie etwa bei Lyotard, zielen auf das Erhabene, auf das Undarstellbare. In dieser Erfahrung manifestiert sich die Unfähigkeit des Geistes, „sich eines Gegenstandes zu bemächtigen.“ Sie bedeutet die „Unterwerfung unter das Gesetz der Andersheit. Die sinnliche Passion ist die Erfahrung einer ‚Schuld‘. Die ethische

---

<sup>7</sup> Judith Butler, *Raster des Krieges. Warum wir nicht jedes Leid beklagen*, Frankfurt/M. 2010, 50 ff.

<sup>8</sup> Vgl. dazu Heidi Salaverria: „Ungeregelte Zweifel. Zur politischen Urteilsbildung im Denken Shklar und Rancières“, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, Bd. 62, Heft 4, Sept. 2014, 708-727.  
[https://salaverria.de/images/pdf/Salaverria\\_Shklar\\_Ranciere.pdf](https://salaverria.de/images/pdf/Salaverria_Shklar_Ranciere.pdf)

Erfahrung ist die einer einspruchslosen Unterwerfung unter das Gesetz eines Anderen. Sie macht die Knechtschaft des Denkens im Angesicht einer dem Geist innerlichen und vorgängigen Macht deutlich.<sup>9</sup> Versteht man Ästhetik auf diese Weise, wird jede Form ermächtigender Subjektivierung verunmöglicht. Während Lyotard die Autorität des Anderen beschwört, welche die – gleichwohl unverständlichen – Regeln vorgibt, stellt die zwanglose Übereinstimmung von Einbildungskraft und Verstand einen „Bruch mit dieser alten Übereinstimmung in Form von Beherrschung“ dar. Sie „hebt folglich die Machtverhältnisse auf, die normalerweise die Erfahrung des erkennenden, handelnden oder wollenden Subjekts strukturieren“ und ist daher „bereits in sich eine Nicht-Übereinstimmung oder ein Dissens“.<sup>10</sup> Statt von einer Gewalt des Anderen auszugehen, plädiert Rancière für eine „ästhetische Fremdheit“, die „einzig das Versprechen einer neuen sinnlichen Welt in sich trägt“.<sup>11</sup> Ein rein negativistischer Zugang zur Ästhetik bleibt deswegen selbstwidersprüchlich, weil er selbst das Gesetz der Andersheit setzen muss, welches doch eigentlich uneinholbar und undarstellbar ist. Unter der Hand kippt die Gewalt identitären Denkens, welche seit Adorno der Identität des Subjekts zugeschrieben wurde, um und geht nun von der Andersheit des Anderen aus. Läuft vermeintlich zwanglose ästhetische Erfahrung Gefahr zu verschleiern, so besteht die Gefahr in negativistischen Ästhetiken, etwa des Erhabenen, in einem umgekehrten Heroismus, einer Gewissheit der Ungewissheit, die das Andere zugleich zu groß und zu klein macht: autoritär und leer. Zu groß, weil er zum Gesetz erklärt wird, das für das Subjekt unerreichbar bleibt, zu klein, weil er in seiner Uneinholbarkeit nicht länger ein ansprechbares Gegenüber darstellt, sondern lediglich die abstrakte Funktion einer anonymen Andersheit repräsentiert. Es bleibt letztlich unverständlich, von welchem Standpunkt aus diese Diagnose der Uneinholbarkeit und Undarstellbarkeit des Anderen erfolgen kann.

Selbstverunsicherung anderer gehört noch dem Prinzip eines Gewissheitswillens an, dem es als Selbstbehauptung ebenso um Distinktion geht wie dem scheinbar interesselosen Wohlgefallen. Ästhetische Zweifel steigen da aus.

---

<sup>9</sup> Rancière, *Das Unbehagen in der Ästhetik*, Wien 2008, 110f.

<sup>10</sup> Ebd. 114.

<sup>11</sup> Ebd. 118.